

## Die Erschlaffung der Welt

Von Claudia Schumacher

*Wir leben in sexuell höchst liberalen Zeiten. Trotzdem sinkt die Paarungsfreude, besonders unter Jungen, deutlich. Wie ist denn das nur zu erklären?*

Was ist bloss aus der schönsten Nebensache der Welt geworden? Gibt man heute bei Google den Satzanfang «Sex ist» ein, kommt als erste Vervollständigung: «Sex ist gesund». Google spricht dem Zeitgeist aus der Seele. Gesundheit ist in, sie ist der Sex des 21. Jahrhunderts. Das direkte Interesse an Sex hingegen hat abgenommen. Nun verbrennt er natürlich Kalorien und schüttet Glückshormone aus. Wenn Menschen sich aber aus sekundären Beweggründen zum Sex anschieben müssen, wundert es nicht, dass die Sache für viele nicht mehr so sexy ist.

«Eine Generation von Sexmuffeln», «Millennials haben weniger Sex als ihre Eltern». So und so ähnlich lauten die Überschriften seit im Jahr 2016 eine Studie zum Sexualverhalten junger Amerikaner veröffentlicht wurde. Für die Studie der San Diego State University wurden 26700 Menschen zu ihrem Sexleben befragt. Dabei hatten 15% der befragten 20- bis 24-Jährigen seit ihrem 18. Geburtstag keinen Sex. Bei der Generation X, den direkten Vorgängern der Millennials, waren es hingegen nur 6% junge Sexlose gewesen. Seither bestätigen weitere Studien das Phänomen des nachlassenden -Verkehrs. Während 1991 noch 54% der High-School-Schüler Sex hatten, waren es 2017 nur noch 40%: Hatten früher die meisten Schüler Sex, haben heute die meisten keinen.

Im März 2019 wurde eine neue Rekordzahl veröffentlicht: 23% der erwachsenen Amerikaner hatten im Jahr 2018 laut einer Datenerhebung keinen Sex. Jeder vierte verbrachte das gesamte Jahr in Enthaltensamkeit. In der Altersgruppe der 18- bis 29-Jährigen hatte sich die Zahl der Sexlosen sogar mehr als verdoppelt. Aber auch bei den sexuell Aktiven nimmt die Häufigkeit ab: Der Anteil jener, die mindestens einmal pro Woche Sex haben, ist 2018 auf 39% gesunken – 1996 waren es noch 51%.

Die USA sind vorbildlich erforscht – die Schweiz bei diesem Thema hingegen kaum. Es gibt nur eine Studie der Weltgesundheitsorganisation zum «Health Behavior in School-Aged Children» von 2014, in der sich auch Zahlen zur Schweiz finden. Demnach gaben 2010 noch 23,6% der 15-jährigen Schweizer an, bereits ihr erstes Mal erlebt zu haben – 2014 waren es dann nur noch 18,4%. Bei den 15-jährigen Schweizerinnen hatten 2006 noch 19,3% ihr erstes Mal hinter sich, 2014 waren es nur noch 14,2%. Ein merklicher Rückgang, der auf ein abnehmendes Sex-Interesse bei den Jungen schliessen lässt. Seriöse Zahlen zur Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs bei Schweizern gibt es leider keine aktuellen, aber im Gespräch mit Paartherapeuten und Sexologen zeichnet sich ein ähnliches Bild ab wie in den USA.

Sex als Krönung einer erotischen Annäherung, eines knisternden Kennenlernprozesses, Sex als mystische Verschmelzung Liebender? Unterhält man sich mit Schweizer Experten, gewinnt man den Eindruck, dass Sex im Jahr 2019 oft ein eher komisches Gesicht hat: Junge Männer kauern heimlich auf dem Klo,

Pressatmung, in der einen Hand das Smartphone, in der anderen ein zu fest gedrückter Penis, die Glotzaugen auf die Genitalien kalifornischer Pornodarstellerinnen gerichtet. Die eigene Freundin hingegen wird seltener angerührt. Was auch daran liegen mag, dass sie sich narzisstische TV-Serien ansieht mit Heldinnen, die von hörigen männlichen Assistenten umgeben sind. Oder Liebesfilme mit Typen, die wahnsinnig schön, super reich, total brutal, gleichzeitig handzahn sind – im Bett aber zuverlässig die Bestie rauslassen.

«Frauen haben heute gerne das Sagen. Gleichzeitig fällt es vielen schwerer, sich hinzugeben. Trotzdem besteht oft die Erwartung an den Mann, im Bett aktiv zu werden und die Führung zu übernehmen», sagt Esther Elisabeth Schütz, Sexualtherapeutin und Studienleiterin des Master of Arts Sexologie am ISP Uster. Einige Männer seien verwirrt, weil die Erwartungen, die ihnen entgegenschlugen, gefühlt mit dem Respekt kollidierten, den sie heute Frauen entgegenbrächten. «Für manche ist das alles zu viel – da lassen sie es lieber ganz und ziehen sich still zur Selbstbefriedigung zurück», so Schütz. Ein Weg, auf dem sexuelle Befriedigung leichter und schneller zu finden sei als beim Sex mit der Partnerin.

Wir leben im Zeitalter von Internetpornografie und Rollenbildverunsicherung. Und manche Studien sprechen dafür, dass wir in eine ulkige Masturbationsgesellschaft hineingeschlittert sind. So vermerkt etwa die finnische «Finsex»-Studie abnehmende Zahlen für Geschlechtsverkehr bei einer gleichzeitigen Zunahme von Selbstbefriedigung. Und in den USA verdoppelte sich zwischen 1992 und 2014 die Zahl der Männer, die regelmässig masturbieren – und die Anzahl der Frauen verdreifachte sich. Viele Männer konsumieren regelmässig Pornografie, und mehr als die Hälfte der Frauen hat schon einmal mit einem Vibrator gearbeitet.

Allerdings gibt es fast so viele verschiedene Erklärungen für das abnehmende Interesse an Paarsex, wie es sexlose Tage im Leben des durchschnittlichen Schweizer gibt. Dabei leben wir eigentlich in liberalen Zeiten, könnten es treiben wie die Karnickel – niemand würde Anstoss daran nehmen! Mit dem Rückgang des kirchlichen Einflusses ist Sex gerade für die Jungen heute von Schuld befreit. Fast jeder findet es völlig o. k., wenn Menschen ausserhalb der Ehe, auch ausserhalb von Beziehungen, Sex haben. Es gibt verträgliche Mikropillen und die rezeptfreie Pille danach, und HIV – lange Zeit ein tief wirkendes Schreckbild im Zusammenhang mit Sex – ist weitgehend eingedämmt. Spielformen wie BDSM und Analsex, die früher als pervers galten, sind im Mainstream angekommen. Die Medien informieren über unkonventionelle Liebesformen wie Polyamorie. Internetpornos sind das neue Hanni und Nanni: Die Jugend wächst von Kindesbeinen an mit nackten Tatsachen auf, ist sexuell sozialisiert. Und dann leben wir auch im Zeitalter der lässigen Dating-Apps, die anscheinend alles so einfach machen.

Vor 2016 und der ersten grossen US-Studie zum Sexverhalten der Jungen gingen die Mutmassungen in eine andere Richtung. Der Begriff der «hook-up culture» war aufgekommen: Zwangloser Sex ausserhalb, den sich die Jungen angeblich in null Komma nichts über Dating-Apps wie Tinder und Grindr organisierten. In einem Artikel der «Vanity Fair» über Tinder kamen 2015 lauter Jugendliche zu Wort, die ihre hochgradig promiskuitive Lebenswelt beschrieben. Nie festlegen, jeden mal

ausprobieren im Bett und dann weiter zum Nächsten – so lautete der Tenor. «Du könntest mit zwei oder drei Mädchen in der Bar reden», wurde ein junger Student zitiert, «und dann die Beste nehmen. Oder aber du swipest ein paar hundert Leute am Tag – die Stichprobengrösse ist so viel grösser. Dann arrangierst du zwei bis drei Tinder-Dates pro Woche, schläfst vielleicht mit allen, und am Ende vom Jahr kommst du eventuell auf hundert Frauen, mit denen du Sex hattest.» Alles ein Wettbewerb: Je mehr Sexpartner, desto besser.

### **So viel Zuspruch!**

Diese Hyper-Promiskuität mag für einen winzigen Prozentsatz der Millennials zutreffen – sie sagt aber herzlich wenig über den jungen Durchschnittsmenschen aus. In der Realität verläuft Online-Dating aus zwei Gründen oft sexlos: Männer müssen teilweise Hunderte Frauen anschreiben, um auch nur mit einer ins Gespräch zu kommen. Und für Frauen sind diese Apps oft vor allem ein Ego-Boost: So viel Zuspruch, Hunderte Anfragen! Das ist schön, zum Beispiel nach einer Trennung. Oder um seinen Marktwert zu testen. Bedeutet aber nicht unbedingt, dass am Ende irgendwas Intimes passiert.

Ausserdem entscheidet im Zeitalter des Online-Datings noch viel stärker die Optik, als das bei altmodischeren Formen des Kennenlernens der Fall war. Die Journalistin Kate Julian zitierte Ende 2018 in ihrem vielbeachteten Beitrag «The Sex Recession» im US-Magazin «The Atlantic» zwei junge Dating-App-Nutzer. Bei einem jungen Mann, der sich selbst als «zunehmend kahlköpfig» und «klein» beschrieb, ergab sich, dass er 300 Frauen anschreiben musste, um auch nur mit einer ins Gespräch zu kommen. Und eine junge Frau, die sich selbst als «fett» beschrieb, wurde von Männern für ihr Aussehen gemobbt. Das Internet enthemmt viele in ihrer Grausamkeit, und das Online-Dating – wo sich Menschen verletzlich zeigen – scheint leider keine Ausnahme zu sein.

Konnte man früher in einer Bar auch als unattraktiver Mensch punkten, wenn man im Verlauf des Abends seinen Witz oder Charme ausspielte, so sind heute Menschen, die auf den zweiten Blick wirken, beim ersten Swipe schon raus aus dem Spiel. Bei der Dating-App Ok Cupid bekommen die attraktivsten unter den männlichen Nutzern elfmal mehr Nachrichten als die Männer, die von anderen Nutzern am unattraktivsten bewertet wurden. Bei den Frauen fällt die Diskrepanz noch krasser aus: Zwei Drittel der Nachrichten gehen an das Drittel der Frauen, das in den Bewertungen als am attraktivsten gilt. Erschwerend kommt hinzu, dass in der Welt der Dating-Apps ein zügelloses Wunschdenken aufblüht: Einer Studie gemäss fliegen sowohl Männer als auch Frauen online vor allem auf potenzielle Partner, die um 25% attraktiver sind als sie selbst. Ein Mangel an -realistischer Selbsteinschätzung, der zu viel Frustration führen dürfte. So gehen am Ende viele leer aus.

Die Psychologin Jean M. Twenge veröffentlichte 2017 ein Buch, das sich ihrer Erforschung der heutigen Teenager widmete: der Generation Z. Oder wie Twenge sie nennt: «iGen». Im gleichnamigen Buch wird ein Szenario entworfen, in dem die Kinder von heute so fixiert aufs Smartphone sind, dass sie gar nicht mehr runterkommen von der Couch. In der Folge gehen sie kaum auf Partys, trinken

weniger Alkohol, chatten lieber, als Freunde in der analogen Welt zu treffen: ein Lebensstil, der in der Folge unter anderem zu weniger Sex führt. Das nachlassende Sexinteresse bringt Twenge auch mit Selbstoptimierung und einem gewissen Narzissmus zusammen: «Teenagern ist die Fokussierung auf sich selbst und auf ihr Vorankommen wichtig – Sex wird hingegen als Ablenkung empfunden.» Twenge zitiert mehrere Studien, nach denen amerikanische Kinder und Jugendliche sexuell aufgeschlossen sind: Sex ausserhalb der Ehe, auch zwischen unter 16-Jährigen, findet die Mehrheit von ihnen in Ordnung. Trotzdem entscheiden sich viele gegen diese Freiheit, nach Belieben Sex zu haben. Das Gute daran: Es gibt immer weniger schwangere Teenager. Offenbar sind Kinder am bravsten, wenn sie alles dürfen.

Dass Sexlosigkeit eine Gesellschaft aber auch vor demografische Probleme stellen kann, lässt sich nirgendwo besser beobachten als in Japan: 2015 waren dort 43 Prozent der 18- bis 34-jährigen Singles noch Jungfrauen. Und rund die Hälfte der verheirateten Japaner hat nicht einmal monatlich Geschlechtsverkehr. Gleichzeitig boomt der Verkauf von Sexpuppen, und die Japaner sind auch sonst erfindungsreich, wenn es um Spielzeuge zur Steigerung des Masturbationsvergnügens geht. 2017 lag die Geburtenrate bei 1,43 Kindern pro Frau, 2018 wurden dann nochmals 25000 Kinder weniger geboren, womit der niedrigste Stand seit Beginn der Beobachtung im Jahr 1899 erreicht wurde. Aufgrund dieser Entwicklung wird gerne prognostiziert, dass die Japaner (noch) schneller aussterben werden als andere Industrienationen.

### «Grasfresser»

Während Frauen im traditionellen Eheverständnis Japans dem Mann als Begleiterinnen zur Seite standen und ihm auch sexuell untergeordnet waren, hat sich das Verhältnis verkehrt. 2006 prägte die Kolumnistin Maki Fukasawa den Begriff der «Grasfresser» – japanisch «sōshoku danshi» – der seither verwendet wird, um die neue gesellschaftliche Ordnung Japans zu begreifen. Mit den Grasfressern sind die Männer gemeint. Eine Metapher, die nichts mit Veganismus zu tun hat: Es geht um das Entsagen der «fleischlichen» Lust. Sie verfolgen ihre beruflichen Ziele – sind privat in Bezug auf Liebe und Sex aber maximal desinteressiert.

Als Grund hierfür wird häufig der massive ökonomische Druck genannt: Japaner arbeiten oft 80 Stunden pro Woche. Den Grasfressern gegenüber stehen die «Fleischfresserinnen» – japanisch «nikushoku joshi» – Frauen, die bei der Partnersuche nun gezwungenermassen selbst die Initiative ergreifen und Beute «aufreissen». Ist die Sex-Krise vor allem eine Krise des Mannes? Die Entwicklungen in Japan oder den USA, aber auch die Erfahrungsberichte von Schweizer Experten legen das nahe, ja.

Im klassischen Rollenbild musste ein Mann nicht schön sein und nicht gepflegt, er musste nicht einmal guten Sex liefern, um selber welchen einfordern zu können. Sex gehörte zu den ehelichen Pflichten – egal, wie unbefriedigt die Frau daraus hervorging. Für Männer waren das sehr bequeme Zeiten. Da konnte man schon einmal einen dicken Ranzen vor sich herschieben, gelbe Fingernägel haben und schlecht riechen: Wer wohlhabend war, konnte mit grosser Wahrscheinlichkeit auch

dann noch eine junge, hübsche Frau für sich gewinnen. Die Zeiten haben sich geändert. Zwar ist der Pflegedruck auf Frauen immer noch höher, aber auch von den Herren der Schöpfung wird auf dem Paarungsmarkt ein ansprechendes Äusseres erwartet, und es hat sich herumgesprochen, dass Frauen auch gerne einen Orgasmus haben.

## **Paarungsmarkt**

«Früher beklagten Männer Sexlosigkeit eigentlich nur im Zusammenhang mit Erektionsproblemen oder mit der Lustlosigkeit der Frau», sagt Sexualtherapeutin Schütz. «Heute hingegen suchen auch junge Männer Hilfe,

bei denen physisch alles einwandfrei funktioniert, die aber wenig oder keine Lust auf Sex empfinden.» Dass Frauen mehr Sex wollen als Männer, komme mit zunehmender Häufigkeit vor – ein Grund, weshalb manche Männer ihre Lustlosigkeit als Problem empfänden, denn sie reduziere ihre Chancen auf dem Paarungsmarkt.

Ein Problem in diesem Zusammenhang sei unter anderem hoher Pornografiekonsum. «Männer sind in ihrem Erregungsmuster viel stärker visuell geprägt als Frauen», so Schütz. Der primäre Erregungsreiz gehe durch die Augen. Beim häufigen Konsum von Internetpornografie sei eine grosse Abwechslung an unterschiedlichen Frauen gegeben – und die Erregung des Mannes im Hirn werde mit der Zeit an diese Abwechslung gekoppelt.

«Statistisch ist es so: Der meiste Sex findet in Beziehungen statt», so Schütz. Während Männer früher kein Problem gehabt hätten, in Langzeitbeziehungen sexuell aktiv zu bleiben, vergehe ihnen heute nach der ersten Verliebtheitsphase oft die Lust.

Denn die Partnerin könne mit den wechselnden Reizen der Internet-pornografie nicht mithalten. Wenn es sich dann noch ergebe, dass die Frau ihren Partner beim Pornokonsum «erwische», werde die Situation noch schwieriger, da viele Frauen verletzt reagierten. «Sie fühlen sich dann gar nicht mehr gesehen», so Schütz.

In der Therapie versuche sie, Frauen aufzuzeigen, wie zentral visuelle Reize für Männer sind, und die Männer begleite sie dabei, vermehrt ihre eigene Phantasie als Stimulus zu nutzen. Schütz rät, bei der Selbstbefriedigung in einem von drei oder zwei Malen auf Pornografie zu verzichten und stattdessen mit den eigenen Bildern im Kopf zu arbeiten.

Heinz-Jürgen Voss, Professor am sexualwissenschaftlichen Institut im deutschen Merseburg, sieht ein Problem darin, dass Sex für viele Männer zunehmend zur Pflicht geworden ist. «Wenn man in einer Gesellschaft immer darauf angesprochen wird, sexuell funktionieren zu müssen, und beruflich wie privat leistungsstark sein muss, sagen sich manche einfach: Nein, aus diesem Hamsterrad steige ich aus.» Während man dem Beruf nachgehen müsse, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, kann man privat einfacher «aussteigen» und sich somit etwas mehr Freiraum verschaffen.

Auch die Zürcher Paar- und Sexualtherapeutin Bettina Disler erlebt in ihrer Beratung oft Paare, bei denen der Mann weniger Lust auf Sex hat als die Frau. «Aber zu mir kommen natürlich nur Menschen, die das stört», so Disler. «Ich denke, es gibt auch viele junge Leute, die wenig Sex haben, darin aber kein Problem sehen.» Es sei ein Merkmal der jüngeren Generation, nach Authentizität zu streben und sich nicht nach gesellschaftlichen Identitätsangeboten auszurichten. «Heute gehen Jugendliche die Dinge einfach auf eine Weise an, die ihnen selber sinnvoll erscheint», so Disler.

Ein Begriff, der in ihrer Praxis in letzter Zeit vermehrt falle, sei der sogenannte «Sex-Detox»: Junge Singles berichteten, dass sie über einen längeren Zeitraum auf Sex verzichten wollten, weil sie beim Dating nicht weiterkämen und sich wieder mehr selbst spüren wollten. «Promiskuität und die Tatsache, dass man gleich beim ersten Date miteinander ins Bett geht, haben womöglich auch zu nicht erfüllendem Sex geführt», so Disler. Die Art des Kennenlernens habe sich verändert. Früher habe man sich tendenziell zuerst kennengelernt und später Sex gehabt. Heute entscheidet oftmals das erste sexuelle Aufeinandertreffen, ob daraus mehr wird. Das setzt viele unter Druck. «Endet das erste Treffen gleich im Bett, und der Sex ist nicht gut, war's das schon für viele», so Disler.

Vor dem Hintergrund, dass Sex vor allem in Beziehungen stattfindet und in der Schweiz immer mehr Leute -Singles bleiben, könnte also auch der schnelle Kennenlernsex auf lange Sicht ein Faktor sein, der in unserer Gesellschaft zu weniger Sex führt. Heute ist nicht mehr die Moral gegen Sex beim ersten Date – die resultierende Frustration aber schon, weshalb manche auf der Suche nach einer Beziehung lieber auf die schnelle Nummer verzichten. Sex-Detox: die zeitgemässe Schwester der altbackenen Keuschheit.

Bleibt noch die Frage, wie das so ist: ein Leben mit wenig Sex oder gar keinem. Paarberaterin Disler fragte ihre Kunden und Sexologin Schütz fragte Männer, die zu ihr in die Praxis kommen, ob sie für diesen Text gesprächsbereit wären – ohne Rücklauf. «Das zeigt, wie schambehaftet das Thema auch heute noch vor allem für Männer ist», so Schütz.

Schliesslich sind zwei Frauen aus Asexuellen-Gruppen bereit, etwas zu erzählen. Auch wenn Asexualität in der öffentlichen Wahrnehmung ein relativ neues Phänomen ist und sich erst in den letzten Jahren Foren und Verbände dazu gebildet haben, bestehen die Frauen darauf, individuelle Orientierung nicht im Zusammenhang mit dem Zeitgeist zu sehen. Vermutlich gab es Asexualität schon immer, aber viele zogen es aus sozialem Konformitätsdruck vor, trotzdem in Beziehungen zu leben und Sex zu haben, um den Schein zu wahren. Davon, wie ein Leben ohne Sex ist, kann jedenfalls niemand besser einen Eindruck vermitteln als Asexuelle.

## **Niemals nackt**

Olive\*, 24, hatte noch nie Sex – und sie hat auch nicht vor, daran etwas zu ändern. «Ich empfinde keine sexuelle Anziehung zu anderen Menschen», sagt die Studentin aus Luzern mit dem Kurzhaarschnitt und den weichen Zügen. Sie sei gerne allein,

aber keine Einzelgängerin. Sie lebt in einer WG und klettert gern mit Freunden. Anders als andere Asexuelle, die sich durchaus gerne selbst befriedigen, verzichte sie auch darauf. «Ich mag keine Intimität und habe auch keine romantische Zweiertvorstellung vom Glück», sagt sie. «Aber mir fehlt überhaupt nichts, und es nervt mich, wenn andere meine Orientierung problematisieren wollen.» Oder wenn Verwandte beim Familienfest fragen, wann sie denn mal einen Freund mitbringe. Sie möchte vielleicht gerne eines Tages Kinder haben, aber keine eigenen, weil sie auch im Ausnahmefall mit niemandem schlafen möchte und auch keine künstliche Befruchtung will. «Pflegekinder wären eine Option für mich», sagt sie. Aufziehen würde sie diese womöglich im Co-Parenting mit Freunden. Olive steht mit anderen Asexuellen in Verbindung, durch eine Whatsapp-Gruppe namens «Ameisenbären», und sie ist Mitglied im «Aromantischen und asexuellen Spektrum Schweiz».

«Männer sind in den Foren für Asexuelle seltener vertreten», sagt Irina Brüning, Sprecherin von AktivistA, einem Verein zur Sichtbarmachung des asexuellen Spektrums. «Vielleicht reden sie weniger gerne darüber», so Brüning, «aber es könnte auch daran liegen, dass Männer, die eine Erektion haben können, gar nicht erst auf die Idee kommen, dass sie vielleicht asexuell sind.» Das Spektrum der Asexualität sei gross. So gebe es Asexuelle, die sich vor dem Partner niemals nackt zeigten und absolut ohne Sex lebten. Manche Asexuelle mögen Selbstbefriedigung und Pornografie, wollen aber keine sexuelle Interaktion mit anderen. Wieder andere leben in Beziehungen und haben dem Partner zuliebe ab und zu trotzdem intimeren Körperkontakt oder auch Geschlechtsverkehr.

Asexualität ist ein Spezialfall – trotzdem ist es womöglich kein Zufall, dass diese Orientierungsform erst in einem Moment sichtbar wurde, in dem eine gewisse Offenheit für Sexlosigkeit besteht. Wir leben im Westen in einer Zeit, in der die Menschen keinen unerwünschten Sex mehr haben wollen und nicht mehr so viel darauf geben, einem bestimmten Bild zu entsprechen. Augen zu und ans Vaterland denken: Das war gestern. Und ist das nicht auch gut so?

Dass wir im Westen wegen des rückgängigen Sex-Interesses aussterben, darf jedenfalls vorerst bezweifelt werden: Die Beischlaf-Frequenz steht nicht im primären Zusammenhang mit der Geburtenrate. Die Schweiz ist nicht Japan: Wenige Menschen leben hierzulande und in anderen westlichen Ländern sexlos. Für die meisten ist es eher so, dass sie, aufs Jahr betrachtet, ein paar Mal weniger Sex haben – was immer noch bei weitem zur Fortpflanzung ausreichen würde. Dass die Leute wenig Kinder bekommen, liegt daran, dass sie nicht mehr Kinder haben wollen. Oder daran, dass ihnen in unserer Leistungsgesellschaft die Zeit, das Geld oder die -Nerven für grössere Familien fehlen. Manche mögen die Welt nicht und möchten keine Kinder hineinsetzen. Ein paar andere denken ans Klima statt ans Vaterland – global gesehen haben wir schliesslich kein Problem mit zu wenig Nachwuchs. All diese Gründe haben sicher mehr damit zu tun, dass Industrienationen kleiner werden.

Mit Blick auf eine Sex-Rezession ist der kulturpessimistische Beissreflex verständlich: gegen die Narzissmus-Gesellschaft, die Porno-Gesellschaft und die übermüdete Leistungsgesellschaft, die am Ende des Tages einfach keine Kraft mehr

für vitale Beschäftigungen übrig hat. In einer Sache aber, in der Verunsicherung der Geschlechter, liegt auch eine Hoffnung. Sex findet heute auf Augenhöhe statt (ausser beim Oralsex). Daran müssen sich vor allem die Männer erst einmal gewöhnen. Aber womöglich wartet auf eine Gesellschaft, die sich der Herausforderung stellt und sich neu sortiert, eine Welt mit passenderen Rollenbildern – und besserem Sex.

\*Name geändert

NZZ-E-Paper vom 26.05.2019